

„Nun sag, wie hast du's mit der Inspiration?“

Das Janusgesicht der Inspiration

Vortrag bei der Herbstkonferenz der Vikarinnen und Vikare in der Württembergischen Landeskirche am 27. Oktober in Bad Boll

„Inspiration! Wer inspiriert mich? Wie inspiriere ich?“ lautet Ihr Konferenzthema. Meinen Vortragstitel habe ich nun etwas anders formuliert: nämlich -

„Nun sag, wie hast du's mit der Inspiration?“ - Das Janusgesicht der Inspiration

Sie merken sicher gleich, dass da ein leicht abständiger und skeptischer Zungenschlag drinsteckt, wie er sich für meine Profession auch gehört. Was heißt das denn aber auch aus der Perspektive von psychologischer Beratung und von Supervision: „Inspiration“? - In der nächsten Stunde werden wir miteinander nicht nur einiges an Begriffsarbeit zu leisten haben, wir werden vor allem einiges an begrifflichen Unschärfen und an Ambivalenzen auszuhalten haben. Aus verschiedenen, wenn auch einander berührenden konzeptionellen Perspektiven werden wir die Frage nach der Inspiration einzukreisen versuchen. Möglicherweise halte ich dabei mehr Fragen offen – oder reiße sie erst auf – als ich beantworten kann: auch das gehört zu meiner Profession. „Inspiration“, das ist ja kein für unsereins geläufiger und gebräuchlicher Begriff, schon gar kein Fachbegriff. Ich muss mich ihm also über Umwege annähern, ihn ein wenig dekonstruieren, ein wenig mit ihm - spielen. Denn, so bin ich überzeugt, erst wenn ich mir ebenso spielerisch wie ernsthaft erlaube zu denken, *ob denn nicht alles auch ganz anders sein könne*, erst dann kommen mir *inspirierende Einfälle*, setzen sich *Phantasie* und *Kreativität* in Gang – womit schon die zentralen Begriffe genannt wären, an denen wir uns abarbeiten müssen und denen wir immer wieder begegnen werden. Phantasie und Kreativität, das sind zwei für mich geläufige fachlich konnotierte Begriffe, von denen her ich etwas zum Thema Inspiration zu sagen versuche.

Wenn ich den Ausschreibungstext Ihrer Konferenz wörtlich genau und vielleicht auch ein wenig naiv hernehme, dann muss ich denken: kaum sind die Fragen gestellt, sind sie auch schon beantwortet. Denn es heißt da, fett gedruckt, „Umso drängender stellt sich die Frage, wie sich die heutigen Vikare als ganze Personen und in ihrem

umfassenden Berufsbild von der Lebendigkeit, dem Mitreißenden, Verstörenden, Grenzsprengenden des christlichen Gottes anrühren und prägen lassen....“ Also, klar: *wer* oder vielleicht auch *was* inspiriert, ist klar, *wodurch* inspiriert wird, auch, bleibt nur noch das *wie*. Wer und was, das ist der christliche Gott in all seinen Facetten, mit denen er eine holistisch gedachte theologische Existenz verlangt und günstigenfalls ermöglicht. Ich vermute, genau *weil* Sie mit diesem hochgemuten, hochgespannten Ideal Ihre Probleme haben, haben Sie sich dieses Konferenzthema ausgewählt. Und da sind wir auch schon einen Schritt weiter: so ein hochgemutes, hochgespanntes Ideal, das ist ja eher eine *Vision*, eine hehre Ziellinie, eine „vision“ in der Organisationsentwicklung, die freilich erst dann etwas taugt, wenn sie in kleine, handhabbare Münze umgewechselt wird. In den alltäglichen kleinen Geschäften muss sie dann ihre Tauglichkeit erweisen. Und wie viele an solchen „visions“ in Organisationen erweisen sich als völlig unbrauchbar oder lediglich für die Ablage formuliert! Wie viele hochgespannte Ideale, verbissen verfolgt, haben über kurz oder lang Verdrossenheit, Resignation, schlimmerenfalls Zynismus, schlimmstenfalls psychischen Zusammenbruch zur Folge! Also, lassen wir die große Vision vorderhand auf sich beruhen und sehen uns die Vorder- und die Rückseiten der kleinen Münzen an, und zwar in der Währung der psychoanalytisch und systemisch orientierten psychologischen Beratung und Supervision – meiner Profession. Von meinem theologischen Hintergrund mache ich dabei keinen Hehl. Unserm Gegenstand entsprechend kann ich Ihnen keine lineare Systematik in der Entfaltung dessen bieten, was ich vortrage, sondern Bewegungen vorwärts und rückwärts und wechselnde, durchaus ekletizistische Perspektiven. Wenn Sie beim Zuhören merken, dass Sie in eigene Einfälle und Assoziationen geraten und meinen, gar nicht konzentriert zuzuhören, sondern eigene Gedanken zu verfolgen: dann hören Sie richtig zu.

Bleiben wir noch ein wenig in der Phase der Annäherung, des Spielens, um Einfälle, Phantasie und Kreativität freizusetzen und inspirierend werden zu lassen. In der Vorbereitung auf meinen Vortrag fiel mir ein kleines Büchlein in die Hand, „Vademekum der Inspirationsmittel“, hsg. von Christoph Marksches, Kirchenhistoriker an der Humboldt-Universität zu Berlin. Es ist schon erstaunlich, zu welchen Mitteln die großen Geister greifen, um sich inspiriert zu fühlen und um dann befriedigend in ihrer jeweiligen Profession arbeiten zu können - wohlgemerkt

allesamt Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Natürlich liefert Markschieß als Historiker erst einmal eine ordentliche Geschichte des Inspirationsbegriffs, die ich Ihnen bewusst erspare, er zitiert aber auch Thomas Alva Edison mit dem Satz „Genie ist ein Prozent Inspiration und 99 Prozent Transpiration“ und gesteht selbst, dass er bei unermüdlichem Bleistiftspitzen die inspirierendsten Momente erlebt. Peter von Matt macht zu diesem Zweck Kopfstände, andere greifen zu Schokolade und natürlich zu Kaffee in allen Zubereitungsarten, setzen sich in heiße Bäder, eine Schriftstellerin braucht den regelmäßigen Schlag ihrer Standuhr, ein weiterer großer Kopf den Druck eines Abgabetermins, wieder jemand ein bestimmtes Musikstück, der Künstler Klaus Staeck greift zu Maggi, und einer der Autoren zitiert Goethe – das will ich Ihnen nicht vorenthalten: S. 42 . Also, ein wirklich tröstendes Büchlein! Denn wovon sie alle sprechen, was sie alle voraussetzen, womit sie alle ihre liebe Not haben, das ist die Erfahrung des Uninspiriertseins, das quälende Gefühl der kreativen Blockade „ich habe keine Idee“, „mir fällt überhaupt nichts ein“, „ich habe überhaupt keine Lust“, näherhin also die Erfahrung eines *inneren Widerstandes*, den es irgendwie trickreich zu überwinden oder auch zu unterlaufen gilt. Wenn es dann gut geht, entsteht möglicherweise ein inspirierter Flow – Zustand, ein kreativer Rausch, der Raum und Zeit vergessen lässt. Innerer Widerstand, Vergessen von Raum und Zeit, kreativer Rausch – dieses Erleben und diese Begriffe zeigen: offenbar braucht es einen Zugang zu unbewussten Seiten der Persönlichkeit, um Potentiale lebendig werden zu lassen und das, was dann da lebendig geworden ist, in angemessen gestalteter Weise in Beziehungen einzubringen: als Kunstwerk, als literarischen Text, als Musikstück – und ja, vielleicht auch als Predigt? als Unterrichtsentwurf? als plötzlichen Einfall in einer schrecklichen Konfirmandenstunde? als Moderation einer Gemeindeversammlung?

Donald W. Winnicott, der große englische Psychoanalytiker, beschreibt als Ursprung von gestalteter Phantasie und Kreativität den intermediären Raum des Kleinkindes zwischen sich selbst und seiner Mutter, zwischen innerer und äußerer Realität, oftmals repräsentiert durch ein Objekt, das sog. Übergangsobjekt. Das Übergangsobjekt – das kann ein Stofftier sein, ein Bettzipfel, ein bestimmter Geruch, eine Melodie, ein Ritual, irgendetwas, was dem Kind intuitiv zwischen seiner Innenwelt und der von dieser mehr oder minder scharf abgegrenzten Außenwelt zur Vermittlung dienlich ist. In diesem schöpferischen Spiel - Raum, im Umgang mit dem

Übergangsobjekt, gestaltet das kleine Kind seine Vorstellungen von seinen inneren und seinen äußeren Objekten bzw. der Beziehung zu ihnen. Es gestaltet so auch die Vorstellung von sich selbst, und zwar in allen Facetten. Im intermediären Raum zwischen sich selbst und der im Übergangsobjekt repräsentierten Mutter bzw. Mutterbeziehung lernt ein kleines Kind, wenn seine Entwicklung glückt, auch aggressive, einsame, bockige, unlustvolle Stimmungen zu gestalten und auszuhalten. Dabei ist es mit fortschreitender Entwicklung nicht mehr so wichtig, ob die Mutter, im weiteren Sinne das mütterliche Objekt, nun leibhaftig anwesend ist oder nicht: Als verinnerlichte Beziehung ist sie lebendig, wirksam, auch wirkmächtig in durchaus sehr verschiedene Richtungen. Das Kind lernt in dieser inneren Beziehung sein Spiel zu gestalten und sich in reale Beziehungen zu begeben. Es lernt, sich zwischen seiner Innenwelt und der Außenwelt hin- und herzubewegen mit Hilfe der Übergangsobjekte, die seine inneren Beziehungen, seine inneren Beziehungsräume darstellen und gewährleisten. Und wir ahnen jetzt, was es mit dem Schlag der Standuhr, der Schokolade, dem Kaffee, der Musik und der Maggiflasche auf sich hat und wie Erwachsene, diese groß gewordenen Babies und Kleinkinder, sich ihre Übergangsobjekte suchen und erschaffen, um den Anforderungen der Realität einerseits und den Bedürfnissen und Gestaltungen ihrer inneren Welt andererseits gerecht zu werden. All diese Übergangsobjekte bahnen nicht nur den Künstlern und Wissenschaftlern der Berlin – Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften den Weg zu ihrer inneren Welt, aus der sie dann schöpfen, in und mit der sie dann arbeiten können. Bei Ihnen und bei mir ist das auch nicht anders.

„Vom Spiel zur Kreativität“ heißt das bekannteste Buch Winnicotts, und der zentrale Gedanke, den er darin entfaltet, lässt sich kurz und knapp so zusammenfassen: alle Gestaltungen der kindlichen Phantasien, der libidinösen und der aggressiven Phantasien, gewinnen Form und Ausdruck im Spielen, werden da auch aushaltbar und entwickeln sich. Und so ist und wird das Spielen, die Fähigkeit zu Spielen, zur Grundlage aller kulturellen Gestaltungen, der künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen, der politischen, insgesamt der schöpferischen Fähigkeiten der Menschen. Was uns an inspirierten Gestaltungen entgegentritt und uns wiederum inspiriert, etwas zu gestalten, entspringt unserem intermediären Raum, der gestaltet ist durch Finden und Gebrauchen von Übergangsobjekten. Es entspringt unserem Gebrauch unserer frühen realen und phantasierten Beziehungen und den Erfahrungen, die wir mit ihnen gemacht haben. Es entspringt unserm *Spielen*.

Ohne es vielleicht recht zu merken, haben wir mit der Begriffsarbeit begonnen. Mir scheint, es ist jetzt tatsächlich an der Zeit, die Beziehungen der Begriffe Phantasie – Kreativität – Inspiration zu einander zu untersuchen. Mit der spielerischen Kreativität haben wir begonnen. Fahren wir fort mit der Inspiration. Ich werde Sie wieder mit ein wenig Theorie beschäftigen müssen.

In – Spiration, ein Begriff, der ein Ergebnis suggeriert, dass da also von außen etwas irgendwo hineingeblasen oder auch nur hineingehaucht wird oder wurde.

Fundamentalisten aller Couleur beziehen sich auf die wortwörtliche Inspiration, man möchte lieber sagen: das wortwörtliche Diktat der jeweiligen heiligen Schriften und das ist dann auch nicht mehr weit von der Diktatur entfernt – also eine alles andere als inspirierende Angelegenheit. Mir scheint, wir müssen für den Moment von dem *Substantiv* „Inspiration“ wegkommen, hin zu dem *Verb* „inspirieren“ oder dem *Partizip* „inspirierend“. Dann sind wir nämlich von dem eher statischen Nomen weg und gelangen mit dem Verb „inspirieren“ und mit dem Partizip „inspirierend“ in ein *Beziehungsfeld*. Ich erinnere Sie daran, mit welchen Mitteln die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Berlin zu ihrem jeweiligen inneren, inspirierenden Beziehungsfeld gelangen: dem Feld des inneren Spielens, konstituiert durch die verinnerlichten Erfahrungen mit den allerersten Beziehungspersonen. Es sind ja nicht diese Mittel *als solche*, sie sind als Übergangsobjekte durch ihren je individuellen Gebrauch allesamt der *Schlüssel* zu dem eigenen inneren inspirierten und daher inspirierenden Raum und das Symbol für diesen. Und wenn sie uns dann etwas mitteilen von dem, was in diesem inspirierten Raum entstanden ist, wenn wir etwa einen Essay von Peter von Matt lesen, oder einen Roman von Sybille Lewitscharoff, oder von Bernd Hillemeier, Professor für Baustoffe und Materialprüfung, etwas über die Weichheit und Zärtlichkeit des Betons lesen, dann fühlen wir uns möglicherweise unsererseits inspiriert. Solche Texte werden für uns dann zum Mittel, um in unseren eigenen inneren kreativen Raum zu gelangen, etwa den Artikel für den Gemeindebrief zu schreiben, der schon lang in uns rumorte und fällig war. So *gesehen ist Inspiration wirklich ein Beziehungsbegriff*, alles andere als statisch, ein unablässiges Geschehen von – und jetzt benütze ich bewusst Fachbegriffe – von guter, belebender Projektion und guter, belebender Introjektion zwischen Subjekten. Das heißt, erst einmal sehr verdichtet formuliert, *die Innenwelt eines anderen wird für*

mich zur belebenden oder auch hilfreich verstörenden Außenwelt, meine Innenwelt wird zur belebenden oder auch hilfreich verstörenden Außenwelt für andere. Das ist etwas, was unablässig passiert, auch eben im Moment zwischen mir als Sprechender und Ihnen als Zuhörenden, ein fortlaufendes Geschehen, das unser gemeinsames Arbeiten hier überhaupt erst ermöglicht. Ein nicht festzuhaltender Prozess, eine alles andere als eindeutige, scharf abgrenzbare Geschichte, immer unabgeschlossen, immer uneindeutig, immer ambivalent und daher immer janusgesichtig. Das mag unbefriedigend sein, aber da kommen wir nicht heraus. Nehmen wir ein Beispiel: Genervt und schon einigermaßen entmutigt, und übellaunig, weil es einfach nichts werden will mit der Predigt zum Ewigkeitssonntag, stehen Sie vor ihrem Bücherregal, greifen hierhin, dahin, unversehens haben Sie einen Gedichtband, etwa Rose Ausländer, in der Hand. Sie lesen sich fest, ohne es recht zu merken. Ein paar Seiten, zu denen Sie immer wieder zurückkehren. Sie setzen sich, Sie werden ruhiger, irgendwie scheint etwas in Ihnen aufzugehen, und wenn Sie zum Schreibtisch zurückkehren, wissen Sie im Großen und Ganzen, wie es gehen könnte. Denn Sie haben es zugelassen, dass ein Beziehungsfeld entstanden ist zwischen dem, was Rose Ausländer aus ihrem tiefen Inneren mitteilt, was zwischen zwei Buchdeckeln nun ein Teil Ihrer, der Leserin Außenwelt ist. Dieses Stück Außenwelt hat in Ihrer persönlichen und theologischen Innenwelt etwas in Schwingung versetzt, sodass in Ihnen eine ganz eigene Bewegung entsteht, die Form gewinnt in Ihrer Predigt. Und, so ist zu hoffen, diese Predigt wird bei Ihren Zuhörern etwas in Gang setzen, und wenn bei der Verabschiedung nach dem Gottesdienst jemand zu Ihnen sagt: dieses Gedicht, das hat mich sehr bewegt, plötzlich war eine längst vergessene Geschichte wieder da, als sei es gestern gewesen... dann sehen Sie, wie dieser Prozess weiter und weiter geht. Ebenso wie es auch sein kann, dass jemand Ihnen sagt: so ein Gedicht, das gehört nicht in eine Predigt! Das ist nicht das Evangelium! So viel zum Thema Ambivalenz. Und wenn Sie mich nun fragen: woher weiß ich denn, dass das, was ich gerade als inspirierend für meine Predigt empfinde, auch *stimmt*, dann sage ich Ihnen: wenn Sie dabei bleiben, zu fragen „stimmt es?“ und wenn Sie *nicht* von vornherein fragen: „Ist das richtig oder falsch?“, oder: „ist das wahr, oder nur eine Projektion meines eigenen Inneren?“, dann sind Sie schon auf der Spur. Denn Bewertungen wie „richtig, falsch“ oder gar „nur“ oder „nichts als“ erschlagen jedes Spielen, jede Kreativität, sie machen letztlich dumm und sind wenn überhaupt ganz zuletzt dran. Die Frage „stimmt es?“

suggestiert einen Klang – Raum, schräge und harmonische Töne, mehr oder minder angemessene Harmonien, man kann da jetzt sehr viel assoziieren. Wenn es aber „stimmt“, dann ist es ein Moment der Evidenz – Erfahrung: ja, so und nicht anders muss das lauten, so und nicht anders kann es gehen. Dazu ein Beispiel aus meiner supervisorischen Arbeit:

Eine junge Pfarrerin kommt, weil die Sitzungen, die sie leitet, unendlich lange dauern. Auch wenn sie sich einen festen Rahmen setzt, also zwei Stunden für die Kinderkirchvorbereitung, den Besuchsdienst, drei Stunden für den Kirchengemeinderat – es ufer aus, die Tagesordnung geht irgendwie verloren, es kommt oft zu keinem wirklichen Ende und Ergebnis, und das ist für alle Beteiligten sehr unbefriedigend. Sie weiß eigentlich genau, wie man es macht, im Kopf und in der Planung ist alles klar – und ihr Wissen und Können entgleiten ihr in der konkreten Situation regelrecht und immer wieder. Einige Supervisionssitzungen vergehen, in denen wir uns verschiedene Situationen vergegenwärtigen und ihre Rolle darin, Strukturen und Zusammenhänge in der Gemeinde bzw. den führenden Köpfen in dieser verstehen und klären. Das erhellt eine Menge, ein paar Rollenspiele zwischen uns oder indem sie sich auf wechselnde Stühle setzt, in verschiedenen Rollen spricht und wir uns dann genau ansehen, was da zwischen den imaginierten Personen geschieht, geben ihr mehr Verhaltenssicherheit und deutliche Entlastung – aber irgendetwas scheint zu fehlen. Eines Tages kommt sie sehr unglücklich daher. Am vorhergehenden Abend hatte sie eine Sitzung mit dem Team, das die Kinderbibeltage vorbereitet. „Ich kam wirklich gut vorbereitet, mit viel Material und guter Dinge da hin“, sagt sie. „Und dann waren die überhaupt nicht wirklich dabei, redeten durcheinander, haben gar nicht zugehört und sogar meine Angebote und meine Ideen ins Lächerliche gezogen. Ich habe dann darauf bestanden, dass nach eineinhalb Stunden Schluss war. Darauf war ich ein bisschen stolz. Wir haben uns auf heute Abend noch einmal verabredet. Ich habe jetzt richtig Angst davor“. Ich sage ihr – und fragen Sie mich jetzt nicht, warum - „Ich bin sehr sicher, dass Sie diese und alle anderen Erfahrungen in dieser Gemeinde in gewisser Weise nicht zum ersten Mal machen. Die haben eine verborgene Wurzel, und aus irgendeinem Grunde treibt diese Wurzel hier immer wieder mächtig aus, ganz anders als es in Ihrer Vikariatsgemeinde war.“ Sie schweigt eine Weile, plötzlich verändert sich ihr Blick und sie sagt mit immer fester werdender Stimme: „Ich glaube, ich hab's. Als

Grundschulkind war ich in den Ferien manchmal bei einer Großtante, einer alten Diakonisse. Die konnte irgendwie schon ganz lieb sein, wirklich. Hatte ja keine eigenen Kinder. Aber sie hat mir eigentlich nicht zugehört, wusste immer, was richtig und falsch ist, und wenn ich im Malbuch was gemalt hatte und hatte über den schwarzen Rand rausgemalt, hat sie gelacht und gesagt: das ist aber hässlich! Oder wenn ich etwas nicht wusste, ein bisschen nachgedacht habe: Du bist aber ein Dummerchen! Ich war da unglücklich und verwirrt. Und ich konnte nichts sagen. Ich kam nicht dagegen an. Als ich neun oder zehn war, starb sie, und das habe ich jetzt noch niemand erzählt – irgendwie habe ich mich heimlich gefreut, dass ich da jetzt nicht mehr hin musste – obwohl sie ja echt lieb sein konnte. So was denkt man doch nicht, das ist ja eigentlich ganz schlecht. Und, lieber Himmel, jetzt wird mir was klar, das Ganze hat sich ja im Nachbarort meiner jetzigen Gemeinde abgespielt! Da habe ich ja noch überhaupt nicht dran gedacht!“ Sie können sich denken, dass sich das professionelle Verhalten der Pfarrerin in nicht allzu langer Zeit sehr verändert hat und sie, neu inspiriert, viel mehr Freude an ihrem Beruf hatte. Was uns hier und heute daran interessiert ist die Frage: „Stimmt es“, dass die in dieser Geschichte geschilderten Erfahrungen, die Wurzel der Probleme beim Sitzungsleiten waren, insbesondere die Schuldgefühle über ihre Erleichterung angesichts des Todes der Tante? Die sie gehindert haben, ihr als aggressiv empfundenen Strukturieren und Begrenzen von Sitzungen durchzusetzen? Ist das nun richtig oder falsch? Letzteres wird objektiv unentschieden bleiben müssen. Aber – *es stimmte!* Denn es gab diesen Moment der *Evidenz* für die Pfarrerin, der das „Es stimmt“ hervorgebracht hat. Die Supervisandin konnte innerlich zu spielen beginnen mit einer erinnerten Situation, in der Spielen und kreativ sein und Bei – Sich – Sein oder gar Sich - Wehren eher unterdrückt waren. Sie konnte die bis dahin unbewusste Phantasie, mit ihrem Hass die Tante getötet zu haben, als kindliche Phantasie anerkennen und loslassen. Sie konnte aus dem inneren Spielen ein verändertes professionelles Handeln gestalten. Aus der Erfahrung des persönlichen und professionellen *Nutzens*, den sie aus dieser Arbeit in der Supervision zog, speist sich ein weiteres „es stimmt“. Ein drittes daraus, dass es darüber einen *Konsens* zwischen der Supervisandin und mir gab. *Also, Evidenz, Konsens und Nutzen machen das „Es stimmt“ aus.* Und ich bin mir ziemlich sicher, dass diese bedrückende Kindheitssituation mit ihrer langen Wirkungsgeschichte unbewusst bei ihr schon obenauf lag und sie sie mir projektiv unbewusst zu verstehen gegeben hat, sodass ich ihr sagen konnte „Ich bin sehr

sicher, dass Sie diese und alle anderen Erfahrungen in dieser Gemeinde nicht zum ersten Mal machen. Die haben eine verborgene Wurzel, und aus irgendeinem Grunde treibt diese Wurzel hier immer wieder mächtig aus, ganz anders als es in Ihrer Vikariatsgemeinde war.“

So viel an einem Beispiel zur Wechselseitigkeit von Inspirierung als projektiv – introjektivem Prozess. Also, ob etwas inspirierend, belebend, stimmig ist, dass ich wirklich tragfähige Einfälle habe und nicht einem inneren Höhenrausch aufsitze, das merke ich an dreierlei:

- an einem beinahe unabweisbaren Gefühl von Evidenz – das klingt dann so: „ja, genau, so kann es gehen!“ oder: „So habe ich das noch nie gesehen, aber es stimmt, auch wenn es mühsam ist!“
- an einem Gefühl des Konsenses zusammen mit einer wichtigen Person, mit der ich die Evidenzerfahrung teile, die mir die Stimmigkeit meiner Einsicht spiegelt, gerade dann, wenn sie schwierig ist. Das hilft auch den gemeinsamen Höhenrausch vermeiden.
- an dem Nutzen, den ich für mein inneres und äußeres Leben aus der Erfahrung von Evidenz und Konsens ziehen und gestalten kann.

Und ja, das kann für die einen so und für die andern ganz anders ausschauen, wie ich schon sagte: aus dieser Uneindeutigkeit und Janusgesichtigkeit kommen wir nicht heraus.

Gehen wir noch einmal einen Schritt zurück, zur Kreativität. Da hatten wir schon vieles, und ich wiederhole nicht, was ich vorhin schon über das Kreativitätskonzept Winnicotts sagte. Es ist Ihnen hoffentlich noch einigermaßen gegenwärtig, denn ich baue jetzt darauf auf. Nach der Geschichte der Pfarrerin nehme ich jetzt nämlich den andern Pol der Kreativität, das Scheitern, mit dazu. Das mag Ihnen im Kontext Ihres Inspirations – Themas befremdlich erscheinen, aber sehen wir zu. Als Theologinnen und Theologen ist Ihnen diese zentrale neutestamentliche und reformatorische Kategorie natürlich – hoffentlich - nicht fremd. Aber sie gehört auch zu meiner Profession. Ehrlicherweise müsste die Kategorie des Scheiterns Kernstück jeder Anthropologie sein. Wie *kostbar* das Erleben eigenen Kreativseins ist, erschließt sich aus der *jedem und jeder unter uns bekannten Erfahrung des Scheiterns*. Sie erinnern sich – die Entwicklung des Übergangsobjekts, die

Entwicklung der Kreativität in dem und aus dem intermediären Raum habe ich geschildert unter der Prämisse „wenn es gut geht“. Es geht aber nicht nur gut und es geht nicht immer gut. Es gibt viele Kinder und erwachsen gewordene Kinder, die aus welchem Grunde auch immer den kreativen intermediären Raum, das Bei – Sich – Sein – Können auf der Basis einer verinnerlichten primären guten Beziehung nur rudimentär oder mit größeren Lücken entwickelt haben. *Irgendwelche* kleineren Lücken i.ü. sind das Allernormalste, ihretwegen braucht man ja auch Kaffee, Schokolade, heiße Bäder, Kopfstände und all das. Auch die junge Pfarrerin aus unserem Beispiel erlebt ihr Scheitern ja nur punktuell, und vor allen Dingen: sie findet im intermediären Raum der Supervision einen Weg, etwas zusammenzufügen und etwas Neues, Kreatives aus dem Bruchstückhaften werden zu lassen. Denn das Wort „Scheitern“ ist ja sehr bildhaft, wie unsere deutsche Sprache überhaupt, es leitet sich von einem Holzscheit her, das mit der Axt in Stücke zerschlagen wird – scheidert eben. Wir alle kennen das Gefühl, ratlos vor einem Haufen von Fragmenten zu stehen, gescheitert zu sein. Manchmal gelingt es uns dann mit Hilfe unserer verinnerlichten guten Objekte, daraus kreativ etwas Neues werden zu lassen, etwas zusammenzufügen. Manchmal ist es richtig, sich Hilfe in der Außenwelt zu suchen. Auch wenn das *kränkend* sein mag. Ja, Scheitern, auch nur das Gefühl des Scheiterns ist kränkend. Es kränkt unsere Phantasien über uns selbst, unsere mehr und weniger bewussten *Größenphantasien*, die Idee, etwas zu formulieren, was noch nie jemandem so gelungen ist, etwas Einzigartig Neues zu gestalten. Vermutlich braucht es den unbewussten Kern einer solchen Größenphantasie, dieser soliden Basis unseres Narzissmus, um sich überhaupt an die Arbeit machen zu können und nicht von vornherein mutlos zu sein. Wer je beobachtet hat, wie ein kleines Kind Laufen lernt, stürzt, wieder aufsteht, mit ausgebreiteten Armen in die Welt läuft, sich stößt, vor Wut und Schmerz über diese Kränkung brüllt – der weiß etwas von der *Notwendigkeit der Größenphantasie, die das Scheitern integrieren lernen muss*, um überhaupt in der Welt bestehen zu können! Wenn es gut geht, nimmt jemand das Kleine auf und versichert ihm: mit dir ist alles in Ordnung, auch wenn Du hinfällst. Du kannst das lernen, du wirst das schaffen.

Wie kann das in Ihrer Realität aussehen? Die Mutlosigkeit sagt: „Alles, was je zu sagen wäre zu diesem Text für den Bibelabend, haben andere schon gedacht und formuliert, alles steht in den Kommentaren, was soll *ich* denn da noch, ich kann es doch nur wiederkauen!“ Ja, mag sein, aber so, wie *Sie* es formulieren, so wie *Sie* es

in Ihren Kontext einbetten, so wie Sie es in sich verdauen und somit für andere verdaulich machen ist es doch noch einmal etwas Anderes, Eigenes und Neues, günstigenfalls die Teilnehmer und Zuhörer Inspirierendes. Wir sehen – es braucht eine gewisse Überzeugung von den eigenen Fähigkeiten, es braucht die Fähigkeit, Frust und Orientierungslosigkeit und Einsamkeit auszuhalten – sprich: es braucht einen *reifen Narzissmus*, um Scheitern auszuhalten und um kreativ zu sein. Genauer: immer wieder zur eigenen Kreativität zu finden. Um also etwas hervorzubringen, das seine Einmaligkeit *nicht* aus der Tatsache beziehen muss, etwas grundstürzend Neues darzustellen, sondern dessen Einmaligkeit aus der dialogischen Bezogenheit erwächst zu dem, was andere vorher gedacht, getan, geschrieben haben. Das ist dann auch die Kreativität, die die Erfahrung des Scheiterns in sich aufnehmen und verdauen kann und nicht als unverdauliches Fragment ausstoßen muss. Man könnte an dieser Stelle überlegen, ob nicht das reife *Bewusstsein von der eigenen Sterblichkeit die letzte Quelle der Kreativität* ist – nicht im Sinne des Ehrgeizes, etwas Einmaliges, nie Dagewesenes und ewig Bleibendes hervorzubringen: das scheitert für gewöhnlich bei uns Normalsterblichen und führt in die Verzweiflung. Sondern als die Phantasie, über das eigene Tun im Dialog zu sein und zu bleiben mit denen, die vorher waren und die nachher kommen.

Das Stichwort ist schon mehrfach gefallen – *Phantasie*, der dritte Begriff, den ich mit Ihnen ansehen möchte. Und das nötigt uns nun noch einmal etwas anstrengende Theoriearbeit ab. Wir alle meinen zu wissen, was Phantasie ist, das Wort wird oft gleichbedeutend mit Kreativität benutzt, für Tagträumereien, für märchenhafte Dinge, die einfach phantastisch sind, für im Grunde Unmögliches, für Unwirkliches und irgendwie auch Beliebigen oder Albernem... vieles mehr. Ich möchte mit Ihnen einen anderen Zugang wählen. Einen psychoanalytischen Zugang, der die Phantasie als die primäre, alles andere erst ermöglichende Denktätigkeit beschreibt. Von „Präkonzeptionen“ spricht der englische Psychoanalytiker W.R. Bion, von Gedanken, die da sind, bevor sie gedacht werden, die einer erst allmählich sich entwickelnden Denkfähigkeit und Denkbereitschaft bedürfen. Die eindruckvollste Illustration dafür ist das unmittelbar neu geborene Kind, das nichts anderes tut als die Brustwarze zu suchen und für diese angeborene „Präkonzeption“ von etwas Nährendem und Erfüllendem eine Realisierung sucht, woraus eine allererste Erfahrung erwächst. Ja, ein allererster Gedanke, noch ohne die Möglichkeit, ihn in rational-kognitiver Weise

zu denken im Sinne von: „Ich habe Hunger, da ist die gute Brust“. Aber auch im Sinne von: „Ich habe Hunger, da ist keine gute Brust, und dagegen wehre ich mich“. Tatsächlich ist Bion der Auffassung, dass diese Situation „Brustwarze im Mund“ oder eben auch „keine Brustwarze im Mund“ die psychosomatische Ursituation der Denkentwicklung darstellt, die Ursituation von Lernerfahrungen, von Kreativität und der Fähigkeit, mitmenschliche Beziehungen einzugehen. Die Neurobiologie und die systematische Säuglingsbeobachtung kommen mit ihren Mitteln zu überaus ähnlichen, wenn auch natürlich anders formulierten Auffassungen. - Es dürfte Ihnen klar sein, dass ich hier von ganz und gar unbewussten Prozessen spreche. Für viele Menschen ist es schwer nachvollziehbar, dass es überhaupt unbewusste Phantasien und Gedanken geben soll, die ein Leben lang sehr mächtig auf diese oder jene Weise in uns wirksam sind, aber wenn wir von dieser uranfänglichen Situation ausgehen, wird es vielleicht doch ein wenig einleuchtend. Und von diesen unbewussten Phantasien und Gedanken gibt es eine ganze Reihe, realitätsgestaltende, realitätsverleugnende, solche, die als Befriedigungsphantasien konkrete gute Erfahrungen begleiten und solche, die über einen inneren und äußeren Mangel irgendwie hinweghelfen sollen, solche, die grundständig die psychische Struktur organisieren und solche, die mit Affekten verbunden situativ auftreten, solche, die sich in Beziehungen verrückt und destruktiv auswirken und solche, die in der Beziehung und in der Realität bleiben und sie lebbar gestalten. Ich beziehe mich hier auf Hermann Beland, der die unbewussten Phantasien bzw. ihre Entwicklung und Gestaltung als konstitutiv bezeichnet für die Generierung von Bedeutung, für Symbolbildung, das Verständnis von Emotionen bei sich selbst und bei anderen, für die basal konstitutiven Begriffe von Raum und Zeit. Was wir alltagssprachlich als Phantasie bezeichnen, ist gewissermaßen Teil der bewusst wahrnehmbaren Außenseite dieser unbewussten Phantasien als der Basis unseres seelischen Lebens.

Diese schwierigen und komplexen Dinge, reichlich theoretisches Schwarzbrot zugegebenermaßen, was tragen sie denn nun aus für die Frage nach der Inspiration, dem Inspirieren, dem Inspiriertsein, dem Inspirierenden? Zunächst einmal dürfte klar geworden sein – sie bilden die *Grundlage für alles Wünschen und Denken, Fühlen und Handeln und jegliche Beziehungsgestaltung*. Sie bilden also auch die Grundlage für das Errichten und Gestalten eines intermediären Raumes, für Spielen, für

Kreativität und das Aushalten von Scheitern, für die kulturellen Fähigkeiten und Gestaltungen im Rahmen von Wissenschaft, Religion, Kunst, Politik. Sie bilden auch den Rahmen für das tiefe Empfinden von Stimmigkeit im Erleben von Evidenz, von Konsens mit einem inneren oder äußeren Gegenüber, vom Nutzen für Denken und Tun (Beland). Mithin bilden oder ermöglichen sie also auch die Grundlage für ein *Erleben, dass mir von außen etwas zugute kommen kann*, das ich als *Inspiriertwerden* erleben und deuten kann. Damit es dann zum Erleben von *Inspiriertsein* kommen kann, braucht es die Fähigkeit und die Bereitschaft, dies Erleben eines Angebots von Inspiriertwerden als solches zu erkennen und anzunehmen als etwas Gutes, als etwas, das mir zugute kommt. Ich habe die Aufgabe, in den eigenen intermediären Raum zwischen Innen und Außen, die Welt der inneren Objektbeziehungen einzutreten, um dem Inspiriertwerden und daraus erwachsend der Fähigkeit, selbst zu inspirieren, einen Ort zu geben. Sie merken schon, wir bewegen uns hier in einem weiten symbolischen Raum, der sich jeder Vereindeutigung entzieht, denn er hat seine Wurzel im ganz und gar vorsprachlichen Dasein, und jeder Versuch einer Versprachlichung wird dem hinterherhinken müssen und über mehr oder weniger zutreffende Annäherungen nicht hinauskommen können. Der unendlichen Vielstimmigkeit menschlicher Erfahrungen wird das allerdings eher gerecht als jede systematisch - logisch – deduktive Ableitung und Definition.

Wo stehen wir? Wir haben uns, anstrengend genug, miteinander im Feld der drei Begriffe Inspiration – Kreativität – Phantasie und ihrer Grundlagen bewegt. Wir haben gesehen, wie sie sich zueinander verhalten, dass es Schnittmengen und Eigenständigkeiten gibt. Einer hierarchischen, klar definierten Zuordnung entziehen sie sich freilich. Bildlich gesprochen begegnen sie einander von Fall zu Fall, versuchen einander zu erhellen, ohne ineinander aufzugehen. Genau so aber werden sie dem, was in ihnen enthalten ist, gerecht. Denn ohne Mehrdeutigkeiten, ohne kaleidoskopartig immer wechselnde Ansichten, ohne Lücken und Brüche, könnte nichts Neues, nichts Überraschendes, nichts Inspirierendes entstehen. Und damit Neues, Überraschendes, Inspirierendes geschehen kann, braucht es das eigene Zutun: nicht nur in Form der Inspirationsmittel, von denen mehrfach die Rede war. Sondern auch in der Form einer bestimmten Haltung sich selbst gegenüber. Die sei kurz in ein paar Fragen skizziert:

Bin ich neugierig und offen für unerwartete Erfahrungen, befremdliche Einfälle? Oder weiß ich immer schon, was richtig und falsch ist?

Bin ich unerschrocken gegenüber Gedanken und Erfahrungen, die meine Sicherheit zu untergraben scheinen? Oder auch: wieviel Sicherheit brauche ich, um auch nur probeweise zu denken: könnte es nicht auch ganz anders sein, als ich immer dachte?

Kann ich mir Überraschungen zugestehen, kann ich Beunruhigung aushalten, ohne sofort auf die Bestätigung des immer schon Gedachten zurückzugreifen?

Sie sehen – Inspiration und Abenteuer liegen nah beieinander! Und ja, wir *brauchen* diese Erfahrung des Inspiriertwerdens, des Inspiriertseins. Sie gibt unserm Handeln *Sinn*, sie sagt uns: das, was du denkst und fühlst und handelst, das ist sinnvoll, das stimmt. Wobei Sinn, genauer das Erleben von Sinn ja nicht etwas statisch Vorgegebenes *ist*, sondern von Fall zu Fall *entsteht* zwischen subjektivem Erleben und subjektivem Impuls und mehr oder minder objektiven Gegebenheiten – wiederum ein sich in ständiger Bewegung und Wandlung befindendes Beziehungsgeschehen. Denken Sie noch einmal an die Trias von Evidenz, Konsens und Nutzen.

Wir sind fast am Ende. Ich meine freilich, Ihnen noch eine Antwort schuldig zu sein, warum ich mein Vortragsthema ein wenig anders formuliert habe als es im Ausschreibungstext stand, den Haupttitel zum Untertitel gemacht und die leicht abgewandelte Frage Gretchens an Faust vorgeschaltet habe – die sogenannte *Gretchenfrage*. Sie erinnern sich einigermaßen daran – vorsichtshalber biete ich Ihnen kurz die Zusammenfassung von Wikipedia:

Margarete, genannt Gretchen, ist ein sehr junges Mädchen, das von dem älteren, respektablen Wissenschaftler Faust umworben wird. Nachdem sie sich schon mehrmals getroffen und auch geküsst, aber wahrscheinlich noch nicht miteinander geschlafen haben, kommt Gretchen auf einen Punkt zu sprechen, der für sie von äußerster Wichtigkeit ist:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion? Du bist ein herzlich guter Mann, allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

Da Faust ausweicht und zunächst zurückfragt, in welchem Sinne sie denn eine Auskunft begehre, ob es ihr um die tieferen Inhalte des Glaubens oder das unhinterfragte Befolgen der Traditionen gehe, gibt Gretchen schließlich das Fragen auf, da sie sich diesem Niveau der Diskussion nicht gewachsen fühlt. Überzeugen kann er sie indes nicht: obwohl Faust's Rechtfertigungen leidlich scheinen mögen, kommt sie zum definitiven Schluss, Faust habe kein Christentum.

So weit und so treffend Wikipedia. Es ist bekanntlich Gretchens Tragik, dass sie auf einem konkretistischen Fürwahrhalten religiöser Dogmen besteht („man muss dran glauben“) und auf der Basis dieses naiven Fürwahrhaltens in Faust nur den „herzlich guten Mann“ sehen will und nicht sein Janusgesicht, nicht das Mephistophelische an ihm. Dass sie das verleugnet, ist nach meinem Verständnis ihr eigenes Zutun zu ihrer Tragödie. Sie überhört „die leise Stimme der Vernunft“, die sich regt in ihrer Wahrnehmung von Mephisto, der Personifizierung der andern Seite ihres Heinrich.

Diese leise Stimme der Vernunft (im Original dieses Freud – Zitats: die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör geschafft hat...) sollten Sie nicht überhören, wann immer Sie sich über Ihr Tagungsthema Gedanken machen, und das tun Sie in diesen Tagen gründlich und ausführlich. So wird das Janusgesichts der Inspiration für Sie belebend, anregend, erhellend – eben inspirierend.

Ich danke Ihnen für Ihr geduldiges Zuhören.

Literatur:

Hermann Beland, Unaushaltbarkeit, Gießen (Psychosozial) 2011

Hermann Beland, Die Angst vor Denken und Tun, Gießen (Psychosozial) 2008

Wilfred R. Bion, Lernen durch Erfahrung, Frankfurt (Suhrkamp) 1990

Wilfred Bion, Elemente der Psychoanalyse, Frankfurt (Suhrkamp) 1992

Ronald Britton, Glaube, Phantasie und psychische Realität, Stuttgart (Klett – Cotta)
2001

Wolfgang Loch, Deutungs – Kunst. Dekonstruktion und Neuanfang im
psychoanalytischen Prozess, Tübingen (diskord) 1993

Christoph Marksches/ Ernst Osterkamp (Hsg.), Vademekum der Inspirationsmittel,
Göttingen (Wallstein) 2012

Annemarie Schlösser/Alf Gerlach (Hsg.), Kreativität und Scheitern, Gießen
(Psychosozial) 2001

Hanna Segal, Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität, Stuttgart (Klett – Cotta)
1992

Michael Turnheim, Das Andere im Gleichen. Über Trauer, Witz und Politik, Stuttgart (
Klett – Cotta) 1999